

Damit Sophie von der Tann, wie hier live aus Sderot etwa einen Kilometer von der Grenze zum Gazastreifen entfernt, berichten kann, sei immenses Teamwork gefragt

Das Unbegreifliche BEGREIFBAR machen

Bereits seit 2021 ist SOPHIE VON DER TANN als ARD-Korrespondentin in TEL AVIV tätig. Mit Ausbruch der Kampfhandlungen vor Ort wurde sie plötzlich zu einer der führenden KRIEGSBERICHTERSTATTERINNEN im deutschen TV. Was macht das mit einem, wenn man so im Fokus des Grauens steht?

Ich weiß noch genau, wie ich in meiner Wohnung in Tel Aviv morgens vom Raketenalarm geweckt wurde. Es war der 7. Oktober 2023. Mein erster Gedanke: Jetzt müssen wir eigentlich in den Bunker. Und dann – noch halb verschlafen – sah ich die ersten Nachrichten auf meinem Handy. Videos von Hamas-Terroristen, die den gesicherten Grenzzaun zwischen Gaza und Israel durchdringen und in israelischen Ortschaften und Kibbuzim Menschen entführen und töten. Da war mir klar: Hier passiert etwas Schreckliches, das es so vorher noch nie gab. Als Journalistin muss ich jetzt funktionieren. Erst vor Kurzem habe ich mir erneut den WhatsApp-Verlauf mit einem Kollegen von diesem Morgen angesehen.

Wir waren uns schnell einig, dass das dem Konflikt eine ganz neue Dimension geben würde. Das gibt Krieg, dachten wir uns. Zugegeben, mit irgendeiner Art Eskalation haben viele Expert:innen gerechnet. Der Konflikt wurde über Jahre hinweg mehr verwaltet statt gelöst. Doch dass er in dieser Art und in diesem Ausmaß eskalieren würde, damit hat wohl kaum jemand gerechnet.

Von jetzt auf gleich haben wir rund um die Uhr berichtet, und mein Gesicht war plötzlich in den Nachrichten omnipräsent. Was einige dabei neben meiner Berichterstattung besonders zu beschäftigen schien, waren mein Alter und mein Geschlecht. „Wie ist das für Sie als junge Frau in einem Krisengebiet?“, wurde ich oft gefragt. Eine Frage, die ich mir überhaupt nicht gestellt habe, weil das in meinem Arbeitsalltag hier keine Rolle spielt. Dass ich als *weisse* Cis-Frau Anfang dreißig als außergewöhnlich wahrgenommen werde, zeigt aber, wie viel sich in der deutschen Medienlandschaft hinsichtlich Diversität tun muss. Schau ich mich bei den internationalen Kolleg:innen um, bin ich nämlich keine Ausnahme.

Mir war schon früh klar, dass ich als Auslandskorrespondentin arbeiten möchte. Während meines Studiums der Theologie, Orientalistik und Internationalen Geschichte in England und den USA habe ich angefangen, Hebräisch und Arabisch zu lernen, und bin in den Nahen Osten gereist. Ich war im Libanon, in Jordanien, Israel und im Westjordanland und wollte dort eigentlich immer nur eines: verstehen. Geboren 1991, bin ich aufgewachsen in einer Zeit, in der Terror und Angst das Bild des Westens vom Nahen Osten maßgeblich geprägt haben. Ich wollte hinter dieses abstrakte Feindbild blicken, um die Menschen vor Ort, ihre Religion, Geschichte und Kultur besser begreifen zu können. Gleichzeitig war ich schon früh an der jüdischen Geschichte in Deutschland und damit auch an Israel interessiert. Für mich ist es immer noch unfassbar, dass es in meiner Heimatort eine jüdische Gemeinde gab, die im Nationalsozialismus komplett ausgelöscht wurde. Jetzt erinnern Stolpersteine an sie. Und mit einigen Familien und Nachkommen stehe ich nun hier in Israel in engem Kontakt – manche wohnen sogar um die Ecke von mir.

Das zeigt auch: Diese Region ist unglaublich vielschichtig und vielfältig. Auch innerhalb von Israel leben die unterschiedlichsten Menschen aus der ganzen Welt zusammen. Die Kontraste zwischen den verschiedenen Lebenslagen und Lebensbedingungen in der Region sind dabei nur schwer fassbar. Schon vor dem Krieg schien es unbegreiflich, dass zwischen Tel Aviv und Gaza-Stadt wirklich nur 70 Kilometer liegen, wo doch die Lebensrealitäten in beiden Städten nicht weiter auseinanderklaffen könnten. Ich lebe zwar in Tel Aviv, habe aber auch schon im religiös geprägten Jerusalem sowie in Ramallah gewohnt. Dort im Westjordanland habe ich erlebt, was Besatzung bedeutet, was es beispielsweise heißt, stundenlang an Checkpoints zu warten. Auch wenn ich zu den Privilegierten gehöre, die diese Checkpoints in der Regel ohne Einschränkungen passieren dürfen. Ich war auch schon mehrere Male im Gazastreifen. Im Mai dieses Jahres saß ich dort sogar eine Woche lang fest. Es kam zu israelischen Luftangriffen auf Anführer einer Terrorgruppe und zum Raketenbeschuss aus Gaza. Die Gegend, wo wir damals im Hotel ausharrten, ist heute weitgehend zerstört.

Ich bin skeptisch, wenn jemand behauptet, er oder sie habe den Konflikt komplett verstanden oder habe gar eine Lösung dafür. So einfach ist das nicht. Es ist ein überdimensionales Mosaik – und jedes Gespräch, jede Erfahrung vor Ort fügen einen weiteren Stein hinzu. Deswegen habe ich mir auch während meiner Arbeit hier viele Gedanken dazu gemacht, was Journalismus eigentlich leisten kann und was er auch leisten soll. Wie er sich vielleicht verändern muss, um auf neue Zielgruppen zuzugehen. Schon während meines Volontariats habe ich mit Kolleg:innen den Instagram-Nachrichtenkanal „News-WG“ gegründet, ganz neu machen wir den Podcast „Lost in Nahost“ um über das klassische Radio- und Fernsehpublikum noch andere Zielgruppen anzu-

sprechen. Solche Projekte finde ich unglaublich wichtig. Und wer weiß, wie der Journalismus in zehn Jahren aussieht?

Ich erlebe auch, wie unterschiedlich die Sicherheitslage ist, abhängig davon, wo man sich gerade aufhält – innerhalb von kleinsten Distanzen kann es große Unterschiede geben. Meine privilegierte Situation in Tel Aviv mit Luftschutzbunker ist überhaupt nicht vergleichbar mit den Umständen, unter denen unsere lokalen Ortskräfte im Gazastreifen leben und arbeiten. Aber klar: Auch wir haben uns mittlerweile auf den Extremfall vorbereitet. Wenn es hier vollkommen eskaliert und wir evakuieren müssen, haben wir uns eine Exitstrategie und einen Evakuierungsplan erstellt. An meiner Tür steht seit Kurzem ein gepackter Rucksack jederzeit bereit. Ich bin aber auch der Überzeugung: Als Journalist:in muss man so lange wie möglich vor Ort bleiben und

„Die SCHRECKLICHEN Bilder sind manchmal kaum zu ERTRAGEN. Als JOURNALISTIN kann ich nicht sagen, ich mache jetzt die AUGEN ZU und will das nicht mehr SEHEN. Ich muss damit KLARKOMMEN“

berichten. Auch deshalb ist es eine Voraussetzung für Auslandskorrespondent:innen des Bayerischen Rundfunks in Krisengebieten, im Vorfeld spezielle Sicherheitstrainings zu absolvieren. Ich hatte vor meinem ersten Einsatz in Tel Aviv ein für Journalist:innen ausgerichtetes Krisen-Coaching der Bundeswehr. Da ist Erste Hilfe natürlich ein wichtiges Thema, aber auch, wie sich unterschiedliche Geschosse anhören. Für mich war damals ein großer Lerneffekte zu sehen, wo Geschosse überall durchgehen und wie wenig man eigentlich vor ihnen geschützt ist. Am meisten hat sich bei mir eingebrannt, dass man sich bei Beschuss sofort flach nach unten auf den Boden legen muss, um so wenig Zielfläche wie möglich zu bieten. Oder auch zu lernen, dass man sich bei Explosionen oder Beschuss weder direkt an einer Zimmerwand noch ihr gegenüber aufhalten sollte – denn entweder wird man von der Druckwelle der Wand erfasst oder durch die Splitter der berstenden Fenster verletzt. Und: In den Sicherheitstrainings werden auch Geiselnahmen durchgespielt. Es fiel mir nicht leicht, mir dieses Szenario wirklich vorzustellen. Aber den Mechanismus, wie so etwas ablaufen kann, einmal selbst erfahren zu haben, hat mir zumindest mental geholfen.

Was ebenfalls sehr hilft: ein vertrauensvolles und offenes Verhältnis mit den Kolleg:innen. Miteinander sprechen zu können. Gemeinsam Dinge zu hinterfragen und offen Zweifel äußern zu dürfen. Und zu wissen, dass das bei den anderen nicht als Schwäche, sondern als Stärke wahrgenommen wird. Oder sich auch einfach gemeinsam hinzusetzen und ein Bier zu trinken. Das, was wir sehen und erleben, gemeinsam verarbeiten. Gerade zu Beginn des Krieges befanden wir uns in einer extremen Ausnahmesituation. Ich war in unserem Fernsehstudio vor Ort als Korrespondentin allein, und wir waren nur mit einem kleinen Team von Kameraleuten und Techniker:innen besetzt. Wir hatten Tage, an denen wir von morgens um sieben Uhr bis nachts um eins durchgearbeitet haben und ständig auf Sendung waren. Man arbeitet unter einem enormen Druck. Man muss sich extrem konzentrieren, um zu verstehen, was passiert. So viele Informationen, die auf einen einprasseln und die man irgendwie einordnen muss. Da ist es unglaublich viel wert, ein gutes Team zu haben. Fernsehen ist absolutes Teamwork. Am Ende sehen die Zuschauenden ein Gesicht vor der Kamera, aber um das überhaupt möglich zu machen, sind viele Menschen dahinter beteiligt. >



Angesichts der Dynamik auf Social Media sieht Sophie von der Tann (hier kurz vor einer Liveschaltung auf dem Dach des ARD-Studios in Tel Aviv) den Journalismus in großer Verantwortung

Vor allem unsere Ortskräfte machen eine enorm wichtige Arbeit. Denn unser Hauptproblem ist, dass wir gerade nicht in den Gazastreifen können, um die Geschehnisse selbst zu sehen. Unsere Mitarbeitenden dort sind unsere Augen und Ohren. Sie sammeln Informationen, verifizieren sie und suchen nach Kontaktpersonen wie etwa Ärzt:innen in der Al-Shifa-Klinik – und das alles unter gefährlichsten Umständen. Denn sichere Orte gibt es im Gazastreifen während des Krieges eigentlich nicht mehr. Besonders problematisch wird es, wenn auch noch das Telekommunikations-

**„Ein VERTRAUENSVOLLES
VERHÄLTNIS mit den
Kolleg:innen hilft. Gemeinsam
Dinge zu HINTERFRAGEN
und auch OFFEN ZWEIFEL
ÄUSSERN zu dürfen“**

netz ausfällt. Die Menschen vor Ort sind dann von der Außenwelt abgeschnitten und können auch keine Rettungswagen rufen. Und wir können keine Informationen mehr von unseren Ortskräften bekommen. Das hat immense Auswirkungen auf unsere Berichterstattung. Dann stehen wir vor dem Problem, dass viele Journalist:innen in Kriegsgebieten haben: Man ist angewiesen auf Informationen der Konfliktparteien. Und die können wir nicht unabhängig überprüfen.

Das hat für mich selbst auch etwas Frustrierendes, nicht sicher zu wissen, was gerade vor sich geht, aber berichten zu müssen und

auf Informationen zurückgreifen zu müssen, die ich nicht unabhängig gegenchecken kann. Natürlich ordnen wir Quellen immer ein und verwenden in der Berichterstattung Formulierungen wie „möglicherweise“ „offenbar“ oder „laut XY“ Journalismus hat da eine große Verantwortung. Angesichts der Dynamik auf Social Media und den Videos, die dort innerhalb kürzester Zeit kursieren, ist das ein massives Problem. Man muss enorm vorsichtig sein, bei allem, was in den sozialen Netzwerken gepostet wird. Das heißt nicht, dass alles per se nicht stimmt, was dort öffentlich gemacht wird. Aber es wurde eben meist nicht von einer unabhängigen Instanz verifiziert, und es fehlt oft der Kontext. Und Konfliktparteien haben nun mal Interesse daran, bestimmte Bilder zu verbreiten und andere nicht.

Am Anfang habe ich natürlich unglaublich viele grausame Videos gesehen, die uns aus den Kibbuzim im Grenzgebiet erreicht haben. Jetzt wache ich morgens auf und sehe schreckliche Bilder aus dem Gazastreifen. Beides ist manchmal kaum zu ertragen. Als Journalistin kann ich nicht sagen, ich mache davor die Augen zu und will das nicht mehr sehen. Ich muss damit irgendwie klarkommen. Vom BR bekommen wir psychologische Hilfe, wenn wir das wollen. Zudem versuche ich, mir Zeiträume zu nehmen, in denen ich mich dem Ganzen zumindest visuell einmal kurz entziehe. Die Nachrichten komplett auszuklammern ist natürlich unmöglich. Nach vier Wochen Dauereinsatz hatte ich Anfang November eine Woche frei und war in Deutschland. Aber auch hier fiel es mir schwer, abzuschalten, weil ich die ganze Zeit weiter in Gedanken in Israel und Gaza war. Ich fühle mich einfach für die Berichterstattung verantwortlich. Auch deswegen bin ich mir sicher, dass dieser Konflikt auf alle von uns hier vor Ort – auch die Medienschaffenden – langfristig einen Einfluss haben wird. Wie, das können wir jetzt noch nicht genau absehen, aber irgendetwas wird es in uns hinterlassen.

PROTOKOLL: KATHARINA FUCHS